



Feierabend



Bier Neger.

Von J. Dopsch.

Träge zog Glockenklang durch die Luft — kling, klang — kling, klang — rüttelte an den Fensterscheiben, hallte in den dunklen Zimmern wider und trieb ihre Bewohner aus den Betten. Sie kleideten sich hastig an und traten vor die Haustüren, horchten schläfrig auf den Klang der durch die kleine Stadt drang und immer stärker wurde. Einer fragte den anderen:

„Brennt es?“

„Wo brennt es?“

Die vier Neger, welche im Gefängnis schliefen, sprangen von ihren Bänken, drückten die Köpfe an die kleinen vergitterten Fenster und fragte einer den anderen:

„Feuer?“

Aus allen Teilen der Stadt strömten Leute dem Gefängnis zu, mit Äxten, Steinmeißen und Strichen. Der Scheriff und einige Polizisten standen mit geladenem Gewehr beim Gefängnistor, drängten die Menge zurück und riefen fast flehentlich:

„Auseinandergehen!“

„Auseinandergehen, Leute!“

„Wir wollen Gerechtigkeit!“ tönte es von allen Seiten.

„Wir ebenso!“ Der Scheriff schlug sich betauernd an die Brust und deutete auf die Polizisten. „Wozu glaubt ihr, stehen wir hier? Ein Verbrecher muß dem Arm des Gesetzes überantwortet werden.“

„Wir sind das Gesetz,“ unterbrach eine Stimme den Scheriff.

„Richtig, wir sind das Gesetz,“ wiederholten einige Stimmen.

„Der Scheriff hat uns betrogen!“

„Mit uns ist er den Neger suchen gegangen, den er im Gefängnis versteckt hat!“

„Gib uns den Neger heraus!“

„Gib uns die Bestie heraus!“

Die Neger traten von den Fenstern zurück. Ihre großen, gelblich-weißen Augen wuchsen stark hervor. Sie standen reglos, wie aufgeschrecktes Wild, und schwiegen. Der Älteste unter ihnen, ein Mann mit grauem Haar nahm ein kleines Kreuz vom Hals und kniete nieder.

„Das Kreuz wird ihm viel helfen,“

knurrte ein junger Neger, während er mit starrem Blick im Zimmer auf und ab ging und eine Öffnung zu suchen schien, durch die er entkommen könnte.

John, ein junger, riesiger Neger, stand vorgebeugt, mit gespreizten Fingern, aufgerissenen Augen und rührte sich nicht. Dabei zitterte die Haut seines Gesichtes, als hätte er eben einen Schlag erhalten.

„Hört ihr's, sie wollen John,“ warf der junge Neger hin, während er unaufhörlich im Zimmer auf und ab schritt.

„Wir geben ihn nicht heraus,“ erwiderte der Alte.

Die zwei anderen schwiegen, sie schienen nicht gehört zu haben, was der Alte sprach. Der Lärm draußen wurde stärker und tönte von allen Seiten. Die Menge wuchs, drängte immer näher an den Scheriff heran und heulte nach der Auslieferung Johns.

Sooft die Häftlinge hörten wie Johns Name, nicht der ihre genannt wurde, strafften sich ihre Glieder und ihre bekümmerten Gesichter bekamen einen Augenblick lang einen ruhigen Zug, als wäre ihnen mitten in der Gefahr, im nächsten Augenblick von der wütenden Menge in Stücke gerissen zu werden, plötzlich eine Hoffnung auf Rettung aufgeleuchtet.

Die Menge rückte immer näher ans Tor heran. Frauen mischten sich unter die Männer, stachelten sie auf und sprachen ihnen Mut zu. Darum wollte jeder sich auszeichnen und zeigen, was er konnte.

Der Scheriff trat mitten unter sie:

„Leute ich fordere euch im Namen des Gesetzes auf, gebet auseinander . . . Bürger, Nachbarn . . .!“

Niemand gehorchte. Jeder schrie etwas, die Stimmen überdünnten die Worte des Scheriffs und der Haufe, mit geballten Fäusten, mit Äxten und Strichen, rückte immer näher. Der Scheriff fürchtete, daß die Menge, die sich wie eine Wand auf ihn wühlte ihn im nächsten Augenblick erdrücken konnte; da er sah, daß er im Guten nichts ausrichten würde, gab er den Polizisten ein Zeichen und plötzlich feuerten sie eine Salve in die Luft ab.

Die Menschenwand schob sich erschreckt zurück. Ihr Horn wuchs. Ein junger Mann sprang zum Tor. Ein Polizist stieß ihn mit dem Rücken des Gewehres zurück. Das brachte den Sturm. Mit Indianergeheul warf sich die Menge auf den Scheriff.

„Pö! Pö!“

„Besselt ihn!“

„So ist's recht!“

„Bast ihn!“ „Hängt ihn auf!“

„Pö!“

Das Geheul wurde immer wilder und mengte sich mit einem Hagel von Steinen, Flaschen und Holzstücken.

Die Neger sonderten sich von John ab und flüsternten miteinander. John, nach vorwärts gebeugt, mit gespreizten Fingern, zitterte an allen Gliedern. In seinen gelblich-weißen Augen saßen das Leid und die Hilflosigkeit eines Tieres, das zur Schlachtbank geführt wird.

„Wie wird das enden? Wie wird das enden?“ Der Alte rautte sein graues Kraushaar.

„Sie wollen ihn!“

„Sie wollen John!“

„Wenn ihr mir nicht folgt, so werden wir alle gehncht!“

„Sagt es ihm!“

„Wer wollen es ihm sagen!“

„Sie wissen ja gar nicht, daß wir hier sitzen!“

„Wir müssen es ihm sagen!“

Alle drei stürzten auf John zu und blieben plötzlich mit offenem Munde vor ihm stehen; sie schienen darüber nachzudenken, wie sie beginnen sollten. John fiel vor ihnen nieder, küßte ihre Füße und weinte und schluchzte jammervoll, daß es alle überließ:

„Brüder, laßt mich nicht töten! Habt Mitleid mit einem Bruder!“

Sein Weinen rührte sie. Doch die Angst, Zeit zu verlieren, von ihm mit hineingezogen zu werden, wie ein Ertrinkender seinen Retter in den Strudel zieht — diese Angst überlebte in ihnen jedes Mitleid.

Aus dem Korridor drangen Stimmen: „Er ist im Keller!“

„Die Bestie ist im Keller!“

„Der Scheriff wird es sich überlegen, wieder einmal einen Neger zu jagen!“

„Bast die Erbsen bereit, Jungs!“

„Mitten auf der Straße müssen wir ihn hängen!“

Die Neger waren starr vor Schreck; sie sahen den Tod vor Augen. Plötzlich stürzten sie sich auf John, öffneten die Tür und schleuderten ihn hinaus wie ein Kalb oder ein Pferd, das einem Rudel Wölfe hingeworfen wird, damit der Mensch entfliehen, sein Leben retten kann.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Schimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernem Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wand'rer hohet.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt;
Im stillen Gaipe geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne,
O wäsi du da!

(Goethe.)

„Distanz.“

Von Hertha Ehrenhaus.

Ich liebte als fünfzehnjähriges Mädchen eine
herrlich Blonde Frau. Sie sah mir irgendwann
in der Bahn gegenüber und ich fühlte sofort
eine heiße Welle zu ihr hinströmen.

Sie war schmal und groß und sehr elegant
gekleidet — ein halber sehr zarter Schleier fiel
über ihre feingebogene Nase. — Sie sah
ernst und zurückhaltend aus und beachtete nie-
manden.

Ich selbst trug keinen Hut — hatte eine
Mappe unterm Arm und kam mir klein und
häßlich vor.

O — ich liebte diese schöne Frau vor mir,
und sobald ein einigermaßen Weißhaariger
einfiel, gab ich ihm meinen Platz und stellte
mich vor sie hin, um ihr näher zu sein. Da sah
sie mich sehr schnell und kurz an. Wir stie-
gen an der gleichen Station aus — ich lief wie
betäubt hinter ihr her.

Plötzlich drehte sie sich zu mir und sagte:
„Wir wollen in ein Café gehen.“ — Herr-
gott — war ich glücklich — zahlte heimlich meine
paar Groschen — wir gingen zu Josty und
bestellten Eis.

Sie legte den Schleier über ihren Hut und
ich sah große lachende Augen — richtige blaue
Kinderaugen. Ich war hingerissen. Sie war
wie verwandelt — sah ja aus wie ein ganz
natürlicher Mensch.

Ich ging dann mit zu ihr — sie hatte an
Prager Platz eine hübsche Vierzimmerwohnung.

Sie lächelte mich und tanzte singend herum.
Plötzlich klingelte das Telefon. Ich

hörte sie sehr kurz sprechen, und als sie wieder
zu mir kam, sagte sie: „Ich werde dich in die
Behre nehmen — die Hauptsache im Leben ist
Distanz. — Du mußt unnahbar erscheinen —
dann kannst du sie alle um den Finger wickeln
— dann sind sie alle so klein“, und dabei zeigte
sie ein kleines Maß zwischen Daumen und
Reißfinger. . . . Dann küßte sie mich auf die
Nase und machte sich zum Fortgehen zurecht.

Unten wartete ein gutaussehender Mann,
der ihr die Hand küßte. Mich beachtete er kaum.

Wir liefen zu dritt durch die Straßen.
Er bemerkte sich sehr um sie, schräupfte aber
unter ihrer Gleichgültigkeit zusehends zusammen
und tat mir sehr leid.

Als sie einmal einen Bekannten begrüßte,
sagte er zu mir: „Eine herrliche Frau — wie
ich diese Unnahbarkeit liebe — diese Distanz.“

Ich sah in einem Schaufenster meine zer-
gauten Haare — meine breiten Schuhe — ich
hatte plötzlich Tränen und lief weg. Ich habe
die beiden nie wieder gesehen. Ja, ja, Distanz.

Einmal sagte mein Chef zu mir: „Hören
Sie, mein Fräulein, Sie müssen mehr Distanz
zwischen sich und den Arbeiterinnen halten,
ohne Respekt klappt der Betrieb nicht, ich seh
Sie immer lachend zwischen den Mädchen, das
geht nicht.“

Ich verzuchte, mir eine würdige Haltung
anzueignen. Am Abend fuhr ich mit einem der
Mädchen im gleichen Abteil. Plötzlich hörten wir
ein furchtbares Schreien — ein furchtbares
Schreien. Wir sprangen leichenblau auf, ließen
nachsehen. Eine Frau hatte die Wägen bekom-
men. Mehrere Männer trugen die Brüllende
fort. Wir stiegen mit aus, ließen zitternd durch
die Straßen und fielen uns plötzlich weinend
um den Hals.

„Distanz? Distanz?“

Teehaus, Bad und Opium.

Von Heinz Schäfer.

In Persien ist das Bad meist mit dem
Teehaus verbunden. Um als Nichtmoslem in
ein solches Teehaus zu kommen — der Perser
sieht den Europäer nicht gern in einem typisch
persischen Teehause —, muß man vor allem
dem Teefieder ein mächtiges Badschisch (Trink-
geld) geben. Dieser geleitet einen in den Vor-
raum des Bades. Man stelle sich diesen Vor-
raum nicht wie den eines europäischen Bades
vor. Er ist weiter nichts als ein ungemäßer
Garten mit dem in der Mitte stehenden Holz-
pöbium, welches dem Teefieder als Arbeitsstätte
dient.

Man entkleidet sich, schlingt das von dem
Badwärter gereichte große Feuertuch um den
Körper und beschäftigt es mit einem Gürtel. Un-
weit des Pöbiums nimmt man auf kleinen
Stühlchen Platz. Der Teefieder erscheint und
serviert ohne Aufforderung den Tee und die
Wasserpfeife. Nach dem Tee begibt man sich
in den anstoßenden Garten. Dieser ist wieder
durch eine Bretterwand von dem Vorraum ge-
trennt. Man sitzt in der Mitte ein Bassin mit

Wasser gefüllt. Das Wasser wird zeitweise ab-
gelassen. Besonders hygienisch ist das Bad ja
nicht, doch man befindet sich in Persien, und
man muß zufrieden sein.

Man steigt in das Bassin, das meistens so
dicht besetzt ist, daß einem die Möglichkeit ge-
nommen ist, sich ganz zu bedecken. Der Euro-
päer verschwindet recht bald aus dem trüben
Wasser und begibt sich in ein stabiles Gebäude,
in das Schwitzhaus. Der Raum ist stark ge-
heizt. Auf einem Holzgestell nimmt man Platz
und wird von dem Badwärter — nachdem der
Schweiß ordentlich ausgebrochen ist — am
ganzen Körper eingeseift, abgewaschen und fro-
tiert. Nach diesem beginnt die Massage. Die
manchmal so toll ist, daß man dem Wärter zu
verstehen geben muß, mit dieser Quälerei auf-
zuhören. In einem kühleren Räume wird nun
der Körper getrocknet und mit Rosenwasser
abgekühlt. Ein Boy mit Jächer sorgt für ange-
nehme Frische.

Nun geht man wieder in den Vorraum.
Hier beginnt die eigentliche Ruhe des Moslems
im Teehause. Man sitzt zwischen den Persern,
die die Zeit mit Teetrinken und Rauchen ver-
bringen. Ein Märchenerzähler erscheint — ein
alter Mann — und beginnt mit lauter Stimme
zu erzählen.

Der Schuhputzer macht sich durch Klopfen
mit der Bürste auf den Rasten bemerkbar —
Bettler in Lumpen gehüllt trachten nach einem
Geldstück — Chowazi (Längerrinnen) und Gau-
ler sorgen für weitere Abwechslung. Auch der
Briefschreiber, der die Korrespondenz der Mo-
slems erledigt, macht Geschäft.

Den Schluß in dem Teehaus bildet die
Opiumpfeife. Sie wird von dem Wirt an die
Gäste vermielet.

Der üble Geruch des Opiums zwingt einen
bald, das Teehaus zu verlassen. Man klatscht
in die Hände. Der Wirt erscheint und nimmt
dem Europäer den doppelten Tarif ab. Beim
Verlassen des Teehauses wird man von einer
Schar Bettler umkreist, die alle nach einem
Badschisch schreien.

Vielleicht.

Von Julius von Hortenau.

Nachfolgende Skizze ist dem im
Amalthea-Verlage, Wien, erschienenen
Buche „Zirkouetten“ von Julius von
Hortenau entnommen. Es enthält 38
feingedruckte, aus verschiedenen Zei-
ten stammende Skizzen, und als guter Be-
obachtungsgabe geschöpft:

Winter war's; auf dem Karste und den
Bergkuppen rings um den Quarnero lag Neu-
schnee, so daß es mir nicht sonderlich auffiel,
daß der Mann, welcher nach schüchternem Klopfen
in mein Ordinationszimmer trat, einen schwe-
ren Pelz trug, trotz des warmen Sonnenscheins,
der auf Abazija lag. In scharfem Deutsch mit
dem rassenden A, das den Russen verriet, sagte
er über Herzbeschwerden und bat um eine Un-
tersuchung. Mit Ausnahme einer beschleunigten
Herzaktion war nichts Abnormes zu finden. Aber
sein ganzer Habitus schwächlich, die Hautfarbe
sah, die unruhig umherwandernden Augen lagen
tief in den unisohareren Augenhöhlen, der Bart
war struppig und ungepflegt, nur die jämaler
weißen Hände verrieten den besseren Stand.

„Ihr Herz ist organisch vollkommen gesund,
nur Ihr Ernährungszustand und Ihre Nerven
lassen zu wünschen übrig, einige Wochen der
Ruhe und gute Kost werden Sie schon wieder
hoch bringen. Haben Sie in der letzten Zeit —“

„Ich danke sehr, Herr Doktor,“ unterbrach

er mich, „ich wollte nur wissen, ob mein Herz
gesund ist.“

Er stand auf, reichte mir die Hand zum Ab-
schiede und legte eine schwere goldene Uhr auf
meinen Schreibtisch, indem er sich zum Gehen
wandte. Ich vermutete, es mit einem Geistes-
kranken zu tun zu haben und wollte ihm die
Uhr retournieren. „Ich habe kein Geld, die Un-
tersuchung zu bezahlen“, replizierte er, bereits
an der Türe stehend. „Ich hab' ja keines ver-
langt von Ihnen, Sie können —“

Da geschah etwas Unerwartetes. Blitzschnell
warf er sich zu Boden, um meine Stiege zu um-
klammern. „Retten Sie mich, um Gottes Barm-
herzigkeit willen, retten Sie mich!“

Meine Annahme jähren sich zu bestätigen. Ich
hob ihn auf, versprach alles, was in meiner
Kraft stünde, für ihn tun zu wollen, nahm vor-
sichtshalber seine Rechte in meine Hände und
benützte mich, ihn zu beruhigen. Schon sah er
sich nach allen Seiten um. „Ich bitte, Herr
Doktor, verteidigen Sie mich.“

„Aha“, dachte ich mir, „Paranoia persecu-
toria, Verfolgungswahn.“

„Nur ruhig, lieber Freund, bei mir geschieht
Ihnen nichts. Aber schütten Sie Ihr Herz aus.
Wer verfolgt Sie denn?“

„Die russische Polizei, Herr Doktor. Vor
zehn Tagen auf dem Transport nach Sibirien
entpinnagelt — Freunde halfen mir — aber man

sucht mich, ich muß in die Schweiz; ich bin un- schuldig, ich schwöre es Ihnen, ich bitte, ver- steden Sie mich!" stieß er leuchtend hervor und erhob stehend die Hände.

Der Menschheit ganzer Jammer jagte mich an. Was mußte ich von Rußland? Wut, Annte, Sibirien. Ich hatte Turgenjew gelesen, Dosto- jewski, Tolstoi, in deren Schriften die russische Volksseele schluchzte, und Renans Buch „Quer durch Sibirien“, dessen Enthüllungen in Europa mit einem Schrei des Entsetzens aufgenommen wurden. In meiner Erinnerung raffelten die Ketten der Deportierten, die im endlosen Schnee wie eine Viehherde, gepreßt von entmenschten Kosaken, dahinschwanden — den Kleberg- werken entgegen und dem Tode. Schuldige und schuldlos Gemurmelte aneinander geschmiebelt, verurteilt von betrunkenen Richtern und, wenn die unterirdischen Kerker der St. Paul-Festung im heiligen Petersburg überquollen von gemar- terten Menschenleibern, um Platz zu schaffen für neue Opfer. Begnadigt zum weißen Tode, der Deportation nach Sibirien. Schneller als ich es niederschreibe, zogen diese Bilder an mir vor- über und vor mir sah ich mit gesenktem Haupte, die Augen stehend auf mich gerichtet, die Hände gefaltet wie zum Gebet, mein Schutzbefehlener. Bei mir konnte er nicht bleiben, aber — dem Mann muß geholfen werden. Ich griff zum Te- lephon: „Fräulein Mina bitte, können Sie einen schwer Kranken für einige Tage in ihrem Hotel unterbringen, ohne ihn zu melden und ab- geschlossen von den übrigen Gästen?“

„Einen Irren?“ kam die Gegenfrage. „Nein, ich übernehme jede Verantwortung.“ „Bitte, schicken Sie ihn.“ Aufatmend strich ich mir über die Stirne.

„Auf meine Verantwortung“, fiel mir ein, aber ich war jung. — „Ach was, meinethwegen

wird Rußland keinen Krieg führen gegen Oester- reich.“ „Kommen Sie, Herr...?“ „Davidoff“, sagte er schnell. „Also sehen Sie“, ich führte ihn zur Straße und zeigte ihm die Richtung seines Zufluchtsortes, mit dem Versprechen, alles zu ordnen. Zurückdrehend drehte ich mich um und sah noch, wie eine Frau in grauem Pelze, die augenscheinlich Davidoff erwartet hatte, seinen Arm nahm und wie beide die von mir angege- bene Richtung verfolgten. „Sollte das Ganze ein Bluff gewesen sein? Wie kommt der Flüchtling zu dieser Begleitung?“ fragte ich mich. Ich mußte mir Gewißheit verschaffen.

Eine Stunde später stand ich vor seiner Türe, die ich, ohne Antwort auf mein schnelles Klopfen abzuwarten, rasch öffnete. In einem Winkel des schon dunkelnden Zimmers standen eng aneinandergedrückt, die Augen mit tödlicher Angst auf die Türe gerichtet — Mann und Frau, ihre Verfolger erwartend. Nein, diese Todesangst war keine Wache. „Ich wollte nur sehen, ob Sie gut untergebracht sind.“ entschul- digte ich mich, „und Sie fragen, ob Sie irgend- welche Legitimationspapiere haben, um Ihnen weiterzuhelfen.“ „Keine Papiere, kein Gepäc, kein Geld!“

Der liebe Gott und Hofrat Kuranda, Gene- raldirektor der Noria-Schiffahrts-Gesellschaft, der wegen seines goldenen Herzens und seiner schlech- ten Bißigkeit weit und breit berühmt war, haben weitergeholfen. Ueber Venedig ging die Flucht der beiden in die freie Schweiz. — — — Es ist nun bald ein Lebensalter seither verfloßen. Wer weiß, ob unter den Nachhabern des heu- tigen Rußlands nicht auch Herr Davidoff ist, der Abazzia, seine Todesangst und alles, was er selbst gelitten, vergessen hat und eine Welt zertrümmert, um eine neue zu schaffen.

Bis jetzt sieht man nur die Trümmer.

verleiten könnte. Die Vorteile und Nachteile der einzelnen Einrichtungen und Verfahren, der Geräte, des Materials, der Behälter, der Saatkästen werden eingehend erörtert. Wir er- fahren, wie die Kästen am günstigsten aufzu- stellen sind, wieviel Feuchtigkeit und Hitze die einzelnen Kästen brauchen, wie die Erde zu- sammen gesetzt sein muß, damit sie am besten gedeihen. Wir werden genau über die Einzel- heiten in der Sämlingszucht unterrichtet, wissen, wann und wie wir zu pflöpfen haben, lernen die Besonderheiten der Importkästen kennen und vieles andere mehr. Jeder Liebhaber kann sich nun je nach Neigung und Geschmack eine den örtlichen und klimatischen Verhältnissen angepaßte Kastenansammlung einrichten, heran- ziehen und ausbauen; die Anleitungen von Koeder werden ihm Erfolg und Freude brin- gen. Zahlreiche, zum Teil ganzseitige Abbildun- gen ergänzen den Text.

Was der Bankbeamte erzählte.

Jeden Mittag traf ich ihn in der Pension bei Tisch. Er war ein schweigsamer, in sich ver- schlossener Mensch. Erst nachdem wir drei Monate nebeneinander gesessen hatten und uns nur durch ein „Guten Tag“ oder „Auf Wieder- sehen“ kannten, taute er endlich auf. Bei einer Zigarre und bei einer Tasse Kaffee, die wir in der nahen Konditorei genossen, löste sich seine Zunge. Bisher hatte er wohl durch erzwungenes Schweigen zuviel in sich aufgespeichert. Nun kam das alles wie ein Wasserfall heraus.

Er war Proturist in einer kleinen Bank. Bierzig Jahre hatte er nun gelebt und zweiund- zwanzig davon dauernd in dieser selbst- wähl- Langsam, sehr langsam war er in schwerer Arbeit emporgeklettert, bis man ihn schließlich wegen seines Vienensteißes, seiner peinlichen Genauigkeit und seiner gründlichen Kenntnisse zum Proturisten machte. Das lag nun schon einige Jahre zurück, aber sein Gehalt war seit- her nicht um einen Pfennig erhöht worden. Mündliche und schriftliche Bitten halfen nicht. So ging er, einem besseren Angebot folgend, zur Konkurrenz. Der Herr Chef war darüber ganz entsetzt und sagte ihm:

„Aber Sie haben doch wirklich keinen Grund, uns zu verlassen. Ich werde natürlich gern Ihr Gehalt erhöhen.“

„Doch es half nichts mehr. Ich hatte genug“, so fuhr mit sichtlich-er Befriedigung der kleine Proturist fort. „Ich erwiderte meinem Chef ganz kurz: Bleiben? Nein! Sie würden Ihr Wort vielleicht nicht ernst nehmen. Ich aber muß gehen, denn ich muß mein gegebenes Wort halten.“

Und als wir unsere Mäntel anzogen, schaute er mich plötzlich durchdringend an und sagte: „Ich bin kein Politiker. Dazu hatte ich keine Zeit. Aber wenn man schon ganze Wirt- schaftszweige verstaatlichen will, dann soll man unbedingt bei den Banken anfangen. Mit Licht- reklame und ellenlangen Spaltenannoncen rufen sie dem Volk dauernd zu: Sparet, sparet, sparet! und das Volk gehorcht. Es bringt seinen mühsam erworbenen Verdienst den Banken, die dafür niedrige Zinsen geben, während sie selbst für geliehenes Geld enorm hohe Prozentzinsen verlangen, um ihren Herren Direktoren, Auf- sichtsratsmitgliedern und Aktionären große, leicht verdiente Summen in den Schoß zu wer- fen. Glauben Sie mir, mein Freund, diese Leute sind, trotz all ihrer Schlaubeit und Tüch- tigkeit, die Drogenen im Vienenkorb. Sie saugen den Honig der schwer beschaffenden Arbeits- vienen.“

Wörishöffer, der Reise- und Abenteuer-Erzähler.

Jeder tüchtige, gesunde Junge will Rah- mung für seine Phantasie und muß, sei es auch nur durch Mit- und Nachempfinden beim Lesen bewegten, interessanter Lebensgeschickale sich so- zusagen „die Hörner ablaufen“. Diesem Bedürf- nis kommen die im Verlage A. Anton u. Co., Leipzig, erschienenen Reise- und Abenteuer-Erzählungen von S. Wörishöf- fer entgegen. Es ist dies eine Serie von 10 Bänden, jeder Band einzeln käuflich, in gutem Druck auf feinem, leichtem und doch festem Pa- pier, in Leinwand gut gebunden und mit je fünf meisterhaft gezeichneten, farbenprächtigen Bildern geschmückt. Dennoch ist der Preis des Bandes nur mit M. 3.50 angesetzt. Zwei die- ser Bände liegen uns vor: „Kreuz und quer durch Indien, Fünfzehn Jahre in der indischen Wun- derwelt“ und „Im Goldlande Kalifornien“. Die erste dieser Erzählungen beginnt in Bombay im Jahre 1839. Dort liegt die Hamburger Burg „Santia“ im Hafen. Unter der Mannschaft ist Richard Wittenberg, ein früher sechzehnjähriger Tschunge, der beim Herumstreifen im Hafen wahrgenommen hat, daß auf einer der vielen dort ankernden chinesischen Dschunken jemand mißhandelt wird. Er hat deutlich eine klagende Menschenstimme gehört und noch dazu waren es deutsche Worte, die er vernommen hat und nun beschäftigt ihn der Gedanke, wie er dem unglücklichen Menschenkind Rettung bringen könnte. Auf dem Kahn eines Hindus schleicht er an die Dschonke heran, sieht dort eine Ge- stalt an den Mast gefesselt, leitet an Bord und befreit den Gefesselten — gleichfalls ein Hamburger Junge, der Oskar Winter heißt. Beide müssen flüchten und nun beginnt für sie

eine abenteuerliche Reise in der indischen Welt ohnegleichen. — Die andere dieser spannenden Erzählungen führt den Leser zur Zeit der vier- ziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in das Goldland Kalifornien. Der Ruf von den rei- chen Goldfunden in diesem Lande begann in alle Welt zu dringen und Millionen von Men- schen zogen aus, um hier Gold und Glück zu suchen, das ganz einfach „auf der Straße liegt“. Damals aber verteidigten die Ureinwohner, die Indianer, noch ihr Land gegen die fremden Eindringlinge und so gab es harte Kämpfe. Wörishöffer erzählt in dem Buche die Erlebnisse einiger junger Auswanderer und wir möchten den jugendlichen Leser sehen, der die Geschichte dieser Abenteuer nicht mit heißem Kopfe läse. — Was Wörishöpfers Bücher lesenswert macht, das ist nicht nur die feisliche Schilderung der Vorgänge, sondern auch die Kenntnisse von fremden Menschen und fernem Ländern, die dem Leser durch sie vermittelt werden.

Bist Du Kastenzüchter?

„Fehlerbuch des Kastenzüchters.“ Tages- fragen und Ziele nenzeltlicher Kasten- und Sukkulentezucht. Von Diplomaltdwirt Dr. W. von Koeder. Mit 88 zum Teil ganzseitigen Abbildungen. (Verlagshandlung, Stuttgart.) Preis steif kari. RM 3.50.

Fragen aller Art, die für den Züchter wichtig sind, finden in diesem Buche eine gründ- liche Beantwortung. Koeder erzählt von den heimatischen, örtlichen und klimatischen Verhält- nissen der Kasten und leitet daraus ihre Le- bensbedingungen ab. Er gibt wertvolle Rat- schläge und Fingerzeige, führt Vorichtsmas-regeln an zur Verhütung von Fehlern und warnt vor unnötigen Spielereien und Mühen, zu welchen ein gewisser Uebereifer am Anfang

Was mancher nicht weiß.

Das Leuchten der Rabenaugen ist eigentlich kein Leuchten, das heißt keine Erzeugung von Eigenlicht (wie das der Leuchtbakterien, die zum Beispiel im Glühwürmchen das Licht erzeugen), sondern es handelt sich hier um das besonders stark zurückgeworfene einfallende Licht. Im Augenhintergrund der Raben liegt eine Schicht stark lichtbrechender kleinster Kriställchen, das Tapetum lucidum; von hier wird auch der geringste Lichtstrahl hellfunkelnd reflektiert, so daß die Rabenaugen selbst zu leuchten scheinen. Das wird man aber in vollständiger Dunkelheit nicht bemerken, während das auf nächtlicher Straße vorbeifahrende Licht eines Automobils das Auge der Rabe plötzlich wie einen Scheinwerfer aufstrahlen läßt.

Der Chemiker Richard, Schüler von Markgraf in Berlin, stellte 1780 den Runkelrübenzucker her und baute 1803 die erste Rübenzuckerfabrik.

Julius Cäsar Scaliger (1484—1558) lernte in 21 Tagen den ganzen Homer und vier Monaten fast alle griechischen Dichter auswendig.

Die Bergbohrmaschine erfand Bartels in Zellerfeld im Jahre 1713.

In der Gemäldegalerie des Louvre in Paris finden nur solche Bilder Aufnahme, deren Maler mindestens zehn Jahre tot sind.

Der Fahrpreis der Straße Erde—Sonne würde sich bei einem Kilometertarif von 4 Pfennig auf 5,686.000 Mark stellen.

Die künstliche Bebrütung von Eiern der Gänse, Enten und Hühner, die nach 1829 dem Franzosen Copincou nach vieler Versuche nicht glücken wollte war bereits den alten Ägyptern geläufig.

— Allerlei. —

500 Hektar Tulpen. Daß Blumen nicht immer Luxus sind, sondern unter Umständen einem Lande ganz beträchtliche Vorteile verschaffen können, lehrt die Volkswirtschaft der Niederlande. Großbritannien ist der größte Verbraucher holländischer Tulpenzwiebeln, deren Ausfuhr einen der zwölf wichtigsten Posten in der niederländischen Außenhandelsbilanz bildet. Wie die eben veröffentlichte amtliche Statistik angibt betrug der Export im Jahre 1928 fast 95 Millionen Pfund Zwiebeln die einen Wert von rund 71 Millionen Mark darstellen. Von diesen zahlten etwa 26 Millionen Mark Großbritannien und seine Kolonialbesitzungen, rund 18 Millionen Mark entfielen auf die Vereinigten Staaten, 13,2 Millionen Mark auf Deutschland und ungefähr zehn Millionen Mark auf Schweden. Die gesamte Anbaufläche der Tulpenkulturen wird für das letzte Jahr mit rund 5000 Hektar angegeben.

U. befruchtende Gesteine. Unter den Gesteinen der Erde besitzen mehrere die Eigenschaft, daß ihnen wenn sie zerrieben angehängen oder eingeatmet werden, ein sehr unangenehmer Geruch einströmt. Zu diesen Gesteinen gehört beispielsweise der sogenannte Stinkspat, ein in Bayern vorkommender Flußspat, bei dem der üble Geruch durch Beimengungen von Kohlenwasserstoffverbindungen, wie z. B. Erdöl, hervorgerufen wird; ferner eine Varietät des Quarzes, Stinkquarz genannt, dessen Geruch auf seinem starken Gehalt an Erdharz oder Erdcer beruht wie auch der großbrünnige Stinkmarmor ein oft sehr gefährlicher Marmor, der, ebenfalls Erdharz enthaltend, beim Anschlag sehr unangenehm riecht. Auch beim Stinkfall und

Stinkstiefel entsteht durch die in ihnen enthaltenen organischen Beimengungen beim Anschlagen ein unangenehmer Geruch.

Gesunde Gemäldegalerien. — Eine Statistik der Bakterien. Eine in Paris an verschiedenen Orten durchgeführte wissenschaftliche Untersuchung des Bakteriengehalts der Luft ergab einen Bakteriengehalt im Ausmaß von 14.000.000 für eine stark besuchte Gemäldegalerie, 9.000.000 wurden geschätzt auf einem Bahnhof um 8 Uhr nachmittags, bis 4.000.000 enthielt die Luft in Warenhäusern. Eine belebte Straße im Juli brachte es für die zugrunde gelegte Luftreinheit auf 308 Bakterien um 7 Uhr morgens und auf 10.800 um 7 Uhr abends.

— Weiteres. —

Phlegma. Eine philosophisch veranlagte alte Engländerin sitzt ruhig im Sessel und arbeitet an ihrer Stiderei. Ihre 15jährige Entlein kommt schrecklich aufgeregt in das Zimmer gelaufen „Ach, Mama!“ schreit sie. „Vater ist soeben vom Dach abgestürzt!“ — „Ich weiß es, mein Kind!“ erwidert die alte Dame, ohne die Augen von ihrer Handarbeit zu erheben: „Ich sah ihn am Fenster vorbeikommen.“

Aufschauungsunterricht. In einem kleinen thüringischen Staate befindet sich der Herr Konsistorialrat auf der Revisionsreise. Als er nach Beendigung der Schulprüfung in einem kleinen Dorfe mit dem Kantor bis zur nächsten Bahnstation ging, machte er ihn darauf auf-

merksam, er solle mehr Gewicht auf den Anschauungsunterricht, namentlich in den ersten Klassen, legen. Um dem Kantor nun die Sache gleich begreiflich zu machen, rief er einen kleinen Jungen, der gerade Gänse hütete, heran und fragte ihn leutfertig: „Nun, mein Sohn, was sind denn das für kleine Tierchen, die du da hütetst?, worauf er sofort die Antwort erhielt: „Heischreden, Sie Brummochje!“

Der ideale Gatte. „Sehen Sie nur, da drüben geht Schluppe. Wie schlecht der Mann aussieht! Seine Frau ist ins Bad gefahren, und ohne seine Frau kann Schluppe nicht leben, zeigt sich nirgends, lacht nicht, spricht nicht, bekommt ganz eingefallene Waden und nimmt keine Mahlzeiten zu sich. Haben Sie etwas von Anhänglichkeit schon mal erlebt? Aber wenn sie wiederkommt blüht er in ein paar Tagen sichtbar auf.“ — „Na, ich will Ihnen was sagen. Schluppe hat mir mal sein Leid geklagt. Jedesmal, wenn seine Frau fortgeht, verteeft sie ihm aus Eifersucht sein Gebiß.“

Der Liebhaber. „Nee, nee, Gnädigste, drei jin' nich' zuviel: een Ratgeber, een Zeldjeber un' ener, wo wir uns jar nicht bei denken.“

Bayrisch. Im Bericht eines bayrischen Gemeindevorsetzers war dieser Tage zu lesen: „Am Montag letzte Kaver H. sein Anwesen in Brand. Das Rindvieh konnte gerettet werden.“

Wunsch, denn . . . Die „Mailänder Opernstation“ gastierte in Hamburg. Herbert war da. „Nu, Säabät, wie wars denn?“ — „Sonn Betrub! Die fangen scha all itofischeusch!“ — „Wunsch, dascha grad die Kunst!“ — „Wunsch, denn gab id noch mal!“

— Schach- etc. —

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paß, Druck- und Verlagsanstalt, Teplitz-Schönan, Tischlergasse.

(2. Fortsetzung)

p eleröffnung.

Der Kampf der beiden Partner, die Schachpartie selbst, besteht aus einer Reihe von Zügen und Gegenzügen, bis der Sieg von einem errungen oder die Partie für unentschieden erklärt wird. Den ersten Zug hat immer der Führer der weißen Steine. Wenn die weißen Steine zu fallen, wird bei Wettkämpfen (Vorbstudieren usw. gewöhnlich im voraus bestimmt, sonst, bei einer freien Partie, wird um den Anzug gelost. Ein Spieler schließt in eine Hand einen weißen, in die andere Hand einen schwarzen Bauern und läßt den Gegner wählen, dem dann die gezogene Farbe zufällt. Zug und Gegenzug bilden zusammen einen ganzen Zug.

Ziehen und Schlagen.

Die Bewegung der Schachsteine auf dem Schachbrette wird durch besondere Vorschriften geregelt, die man genau kennen muß, bevor man daran geht, eine Schachpartie zu spielen. Diese sogenannten Zugregeln bestimmen die verschiedene Gangart der Schachsteine. Man unterscheidet sechs Gangarten: die des Bauern, des Turmes, des Läufers, des Springers, der Dame und des Königs.

Ein Zug ist vollbracht, wenn ein Schachstein von seinem Standfeld abgehoben und auf ein anderes — seiner Gangart entsprechendes — gestellt wird. Hier gilt die Vorschrift, daß ein berührter Stein gezogen werden muß, falls dies überhaupt möglich ist. Hat der Spieler den Zug bereits vollendet, das heißt,

den Stein auf ein anderes — zulässiges — Feld gestellt, darf er ihn nicht mehr zurücknehmen. Die strenge Regel lautet „gerührt—gezogen“, sie gilt auch für das Schlagen eines gegnerischen Steines, den man berührt hat.

Das Schlagen eines gegnerischen Steines geschieht in der Weise, daß man zuerst diesen Stein vom Schachbrett entfernt und dann an seine Stelle den eigenen (den schlagenden) Stein aufstellt. Alle Figuren schlagen so wie sie ziehen, nur die Bauern schlagen anders als sie ziehen.

Gangart der Schachsteine.

Beginnen wir mit den, einzeln betrachtet schwächsten, aber infolge ihrer großen Zahl überaus wichtigen Vortruppen, mit den Bauern.

Die Bauern ziehen alle gleich, und zwar nach vorne um ein Feld, schlagen jedoch (zum Unterschied von den Figuren) schräge nach vorwärts, links und rechts. Vom ursprünglichen Stand kann jeder Bauer, nach Belieben des Spielers, um ein oder auch um zwei Felder vorrücken. Dieses Vorrecht, vom Grundstand gleich um zwei Felder vorzurücken, kann demnach für jeden Bauern nur einmal im Partieverlauf ausgeübt werden. Man benützt es auch äußerst häufig in dem Spielanfange für die beiden Mittelbauern.

Die beliebtesten Eröffnungszüge (die ersten Züge von Weiß), sind

1. e2—e4 Königsbauerneröffnung
- 4 und 1. d2—d4 Damenbauerneröffnung.

Wenn Schwarz, wie es in der Regel geschieht, die symmetrischen Bauernzüge wählt, nennt man die Eröffnungen normal, demnach 1. e2—e4, e7—e5 normale Königsbauerneröffnung, 1. d2—d4, d7—d5 normale Damenbauerneröffnung

Das Bild hierzu in der nächsten Fortsetzung.